Zeitschrift: Histoire des Alpes = Storia delle Alpi = Geschichte der Alpen

Herausgeber: Association Internationale pour l'Histoire des Alpes

Band: 15 (2010)

Artikel: Grenzüberschreitungen : zur Geschichte von Mensch und Tier im Schweizerischen Nationalpark

Autor: Kupper, Patrick

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-763079

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grenzüberschreitungen

Zur Geschichte von Mensch und Tier im Schweizerischen Nationalpark

Patrick Kupper

Résumé

Les dépassements de la frontière. À propos de l'histoire de l'homme et de l'animal dans le parc national suisse

Le parc national suisse a été le premier parc national des Alpes. Il a été créé avant la Première Guerre Mondiale dans la Basse-Engadine comme réserve naturelle, où toutes les espèces animales et végétales devaient vivre hors de toute influence humaine dans leur développement naturel. À cette époque, la densité du gibier était faible. Son accroissement, mais aussi les changements dans l'utilisation du sol, ont par la suite engendré des conflits. Cette contribution essaie d'analyser l'évolution de ces conflits durant le XXe siècle et de comprendre le rôle entretenu par l'homme et par les animaux. La séparation rigide entre la zone du parc et ses alentours s'avère très significative puisque le parc national devient une zone spéciale, un hétérotope d'après la définition de Michel Foucault. Le maintien des bornes du parc reste précaire, car les dépassements de la frontière par les hommes et les animaux engendre de nombreux conflits.

Es war eine bizarre Prozession, die sich den Augen des Berichterstatters des *Freien Rätiers* am 20. Juni 1920 bei Falcun im Schweizerischen Nationalpark bot. «Ein eigentümliches Bild, dieser lange Zug, voraus Hr. Parkwächter Langen, der das Tempo einzuhalten hatte, ihm folgten dann die Träger mit ihren Kisten, 7 an der Zahl, und hinten drein die ganze Begleitung, Gross und Klein, wohl etwa 150 Personen.» Die sieben Kisten enthielten Steinwild, drei Böcke

und vier Geissen, alle ein- bis zweijährig. Nach halbstündigem Marsch wurden die Träger ihrer schweren Last entbunden, die Deckel der Kisten geöffnet und die Tiere in die Freiheit entlassen. Während die jungen Steinböcke nach einem anfänglichen Zögern ihr neues Zuhause behutsam zu erkunden begannen, zog sich die menschliche Population auf eine nahe Wiese zurück, um das Ereignis mit einem ausgiebigen Picknick und einem Reigen von Festreden zu feiern. Vertreter des Nationalparks, der Gemeinde Zernez und der Bündner Regierung und auch ein Exponent der Jägerschaft liessen den Nationalpark und seine neuen Bewohner gemeinsam hochleben.[1]

Die sieben freigelassenen Tiere stammten aus zwei Beständen der Wildparks Peter und Paul in St. Gallen und Harder in Interlaken, die in ihren Gehegen seit 1906 beziehungsweise 1915 die Aufzucht von Steinwild betrieben. Die Zucht beider Wildparks beruhte auf Steinkitzen aus dem Gran Paradiso. Das Jagdrevier des italienischen Königs, aus dem 1919 der erste italienische Nationalpark entstand, war der einzige Ort, an dem der Alpensteinbock der Ausrottung entgangen war. Über die Dauer von gut 20 Jahren, von 1906 bis 1937, wurden um die 100 von einheimischen Wilderern eingefangene Kitzen illegal in die Schweiz geschafft. Trotz dieser nicht nur rechtlich, sondern auch tierschützerisch fragwürdigen Beschaffungspraxis wurde die kostspielige Steinbockzucht staatlicherseits durch die Bundesbehörden grosszügig subventioniert.[2] Die Steinbock-Aussetzung im Nationalpark war die dritte im schweizerischen Alpenraum, immer mit Zuchttieren aus dem Wildpark Peter und Paul. Die ersten beiden Kolonien im Weisstannental im Kanton St. Gallen und am Piz Ela in Graubünden schienen zu gedeihen,[3] was den Sekretär der Nationalparkkommission (ENPK), den Berner Nationalrat Fritz Bühlmann, ermunterte, 1917 ein entsprechendes Vorhaben für den Nationalpark an die Hand zu nehmen. Die Aussetzung von Wildtieren stand allerdings in einem gewissen Gegensatz zum Zweckartikel des Parks von 1914, der festhielt, dass «die gesamte Tier- und Pflanzenwelt ganz ihrer freien natürlichen Entwicklung überlassen» werden solle. Eine mögliche Wiederansiedlung von Steinböcken hatten die Parkgründer – Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz, die sich 1906 in einer Naturschutzkommission zusammengefunden hatten – aber von Beginn an erwogen. Die ENPK betonte zudem, dass Schädelfunde bewiesen hätten, dass die Art in früheren Zeiten im Parkgebiet heimisch gewesen sei. Die Aussetzung von Steinwild «verfälsche» die Natur des Parks also nicht, ihr würde lediglich zurückgegeben, was sie vor dem Eingreifen des Menschen besessen hätte.[4]

Die Wiederansiedlung lief erfolgsversprechend an, alle ausgesetzten Tiere überstanden den ersten Winter. Doch im folgenden Frühjahr bahnten sich die ersten Schwierigkeiten an. Nationalparkwächter Hermann Langen, der mit der Observation der jungen Steinbockkolonie betraut worden war, meldete dem Nationalparksekretär, dass die Steinböcke, angelockt von nahe gelegenen Salzlecken, den Nationalpark verliessen. Dies waren schlechte Nachrichten, insbesondere, da man den Nationalpark nach harten Verhandlungen mit der Gemeinde Zernez eigens um ein, wie man dachte, für Steinwild ideales Gelände erweitert hatte.[5] Zwei Steingeissen kehrten dem Nationalpark in jenem Frühling endgültig den Rücken. Sie wurden im Sommer im Oberengadin am Piz Albris wieder gesichtet, wo sie in der Folge zusammen mit eiligst ausgesetzten Steinböcken die am raschesten wachsende und bis heute grösste Kolonie begründeten. Um die Steinböcke zu grösserer Sesshaftigkeit zu bewegen, wurde Parkwächter Langen 1921 beauftragt, künstliche Salzlecken anzulegen. Dies geschah auf Rat von Emil Bächler, der als Steinbockexperte des Wildparks Peter und Paul die Wiederansiedlung im Nationalpark mitbetreute. Künstliche Salzlecken waren zwar mit der Philosophie des Parks schlecht vereinbar, waren aber schon bei früheren Gelegenheiten zum Einsatz gelangt, um Wild im Park zurückzubehalten. Nachdem Bündner Jäger damit begonnen hatten, entlang der Parkgrenzen Salzlecken zu betreiben, wies die Nationalparkkommission die Parkwächter 1918 offiziell an, «in diskreter Weise ebenfalls an geeigneten Stellen Salzlecken anzulegen, um dieses Herauslocken unwirksam zu machen». Die Errichtung von Futterstellen schloss die Kommission hingegen aus.[6]

Die Steinbockkolonie konnte, wenn auch mit Mühe, im Nationalpark gehalten werden. 1922 wurde das erste im Park geborene Kitz gesichtet, mit der Aussetzung weiterer Jungtiere in der Val Cluozza in den Jahren 1923, 1924 und 1926 wurde der Bestand abgesichert. In den 1930er-Jahren wurde erfolgreich eine zweite Steinwildkolonie in der Val Tantermozza begründet, die schon für die erste Aussetzung in Betracht gezogen worden war und sich in der Folge als ein geeigneteres Steinwildterrain erweisen sollte. Weniger glücklich verlief hingegen die Gründung einer dritten Nationalparkkolonie im Gebiet von Il Fuorn in den Jahren nach 1968. Wie ein halbes Jahrhundert zuvor bei Falcun wanderten die ausgesetzten Tiere wiederholt ab.[7]

Von Kollektiven und anderen Orten

Die geschilderte Wiederansiedlung des Steinbocks im Nationalpark wirft einige inhaltliche und konzeptionelle Fragen auf. Die Zweckbestimmung des Schweizerischen Nationalparks, in den Jahren vor 1910 entworfen und 1914 durch die Unterstützung des Bundes untermauert, war ebenso revolutionär wie einfach. Im Gebiet des Nationalparks sollte die Natur sich selbst überlassen werden und so zu ihrer «ursprünglichen», das heisst der Einflussnahme des Menschen vorangehenden Form zurückfinden. Wie die Vorkommnisse um die Wiederansiedlung des Steinbocks aber gezeigt haben, liessen die Menschen die Natur des Parks keineswegs unangetastet, vielmehr griffen sie in vielfältiger Weise ins Geschehen im Park ein. Das Grundstatut des Nationalparks bot für solche Eingriffe eine gewisse Handhabe. In der parlamentarischen Debatte von 1914 wurde der Zweckartikel dahingehend entschärft, dass die Tier- und Pflanzenwelt nicht «vor *jedem menschlichen Einflusse* geschützt» werden sollte, sondern lediglich «vor jedem *nicht im Zwecke des Nationalparkes liegenden* menschlichen Einflusse». Diesen Einschub betrachtete die gesetzgebende Versammlung als ein «Ventil», das es gegebenenfalls erlauben würde, gegen missliebige Entwicklungen im Park vorzugehen. Befürchtet wurde im Parlament vor allem, dass in einer sich selbst überlassenen Natur die Raubtiere überhand nehmen oder Seuchen sich verbreitet könnten mit verheerenden Auswirkungen nicht nur für den Park, sondern auch für das Umland.[8]

Im Falle der Anlage künstlicher Salzlecken spielten solche Befürchtungen allerdings eindeutig keine Rolle. Diese waren vielmehr Instrumente einer Praxis im Umgang mit den Wildtieren, die sich in den ersten Jahren des Nationalparks herausbildete. Dieses rudimentäre «Wildtiermanagement» entwickelte sich in einem engmaschigen Netz von Akteuren, Diskursen und Praktiken. An der Aussetzung des Steinwilds beteiligten sich Züchter und Wissenschaftler, Wilderer und Jäger, Nationalparkverwalter und -wärter, Gemeindepolitiker und -bürger, Bundesbeamte und Journalisten. Die Geschichte wäre aber eine seltsam unvollständige, wenn sie sich auf die Redeweisen und Handlungen menschlicher Akteure beschränken würde. Die Schilderung der Steinwildansiedlung dürfte zur Genüge deutlich gemacht haben, dass die involvierten Tiere keineswegs nur Objekte menschlicher Handlungen waren, sondern mit ihrem eigensinnigen Verhalten das Geschehen nachhaltig mitprägten. So brachte ihre Vorliebe für Salz die Verantwortlichen des Nationalparks nicht nur in tiefe Verlegenheit, sondern schliesslich auch dazu, an ihren hehren Grundsätzen zu kratzen und die Tiere mit

dem Angebot «künstlicher» Salzlecken von einem «freien natürlichen» Leben im Nationalpark zu überzeugen. Daher gilt es, die *agency* nicht-menschlicher Wesen ernst zu nehmen. Mit Bruno Latour lassen sich Ansammlungen menschlicher und nicht-menschlicher Akteure als hybride Kollektive verstehen und entlang der Spuren analysieren, die ihre Vernetzung hinterlassen hat.[9] Über die Jahrzehnte sollte sich das «Nationalpark-Wildtierkollektiv» stark verändern. Förster, Botaniker und Wildbiologen, Tierschützer und Nutztierhalter, Touristen und Hoteliers assoziierten sich ebenso wie Hirsche und Gämsen, Kühe, Geissen und Schafe, und – trotz oder manchmal aber auch gerade wegen ihrer weitgehenden physischen Absenz – Raubtiere wie Luchs, Bär und Wolf. Nicht zu vergessen ist schliesslich die Flora, die mit der Fauna auf komplexe und dynamische Weise interagierte, was von menschlichen Akteuren wiederum sehr verschieden in ihre Denk- und Handlungsweisen eingebaut wurde.[10]

Neben der Unterscheidung in Mensch und Tier gilt es eine weitere kategoriale Trennung auf ihre Wirkungsmächtigkeit hin zu befragen: diejenige zwischen Nationalpark und Umgebung. Nationalparks und ähnliche Schutzgebiete lassen sich im Foucaultschen Sinne als Heterotopien begreifen. Michel Foucault führte in den 1960er-Jahren den Begriff der Heterotopie ein, um einen speziellen Typus von Ort zu kennzeichnen, der im Gegensatz zur Utopie real existiert, sich aber radikal von der Realität aller anderen Orte abhebt. In seinen weitgehend eklektischen Ausführungen nennt er das Freudenhaus, die Jesuitenkolonie und das Schiff als Beispiele von Heterotopien. In diesen lokalisierbaren Räumen wird eine Differenz produziert, die sie als Gegenorte in ein spannungsgeladenes Verhältnis zur Kultur und ihrer räumlichen Ordnung treten lässt.[11] Der Schweizerische Nationalpark wurde explizit als ein solcher Gegenort konzipiert, als Gegenwelt zur modernen Zivilisation. «Er ist in erster Linie eine Stätte, wo jegliche Einwirkung des Menschen für alle Zeiten ausgeschaltet ist, wo alpine Urnatur sich ungestört wiederherstellen und weiterentwickeln kann und wird. Er bildet ein Refugium für Pflanzen- und Tierwelt, ein Sanktuarium, ein Naturheiligtum. An seinen Grenzen brechen sich die über alle Lande strömenden Wogen menschlicher Kultur, die das ursprüngliche Antlitz der Mutter Erde zerstören: er ist aus der ‹Ökumene›, aus der Besiedlungssphäre ausgeschaltet.»[12]

Mit diesen Worten fasste der renommierte Botaniker und Mitbegründer des Schweizerischen Nationalparks, Carl Schröter, 1918 die Bedeutung des neu geschaffenen Ortes. In seiner idealisierten Gestalt trat der Nationalpark als das «Andere» der Zivilisation auf, als ein sakraler Raum der Moderne, dem Einfluss des Menschen entzogen, aber ihm zugänglich, eine geschichtslose Wildnis, eine

urzeitliche Natur. Das Fortschreiten der Zivilisation, ihr aufs Totale gerichteter Zugriff, hatte den Nationalpark zum einen notwendig erscheinen lassen, zum anderen aber auch erst denkbar gemacht. Er war der Zivilisation zugleich Enklave und Spiegel, beziehungsweise ein naturgeschichtlicher Ursprung, von dem aus sie ihre kulturgeschichtlichen Errungenschaften bemessen und bewerten konnte. In der säuberlichen Trennung in Kultur und Natur, Zivilisation und Wildnis offenbart sich der Nationalpark nicht nur als von der Moderne durchdrungenes Konzept, sondern darüber hinaus als aktiver Träger und Gestalter der dialektischen Ordnung der Moderne.

Den Grenzen des Nationalparks, an denen sich die beiden getrennten Sphären, die kulturgeschichtliche Zivilisation und die (in naturgeschichtlichen Dimensionen werdende und wandelnde) Ur-Natur, berührten, kam besondere Aufmerksamkeit zu. Nicht zufällig standen die meisten Konflikte in einem Bezug zu dieser Grenze, sei es, dass diese in die eine oder andere Richtung überschritten wurde (wobei oft auch schon die Drohung einer möglichen Grenzüberschreitung reichte), sei es, dass an den Grenzen gearbeitet wurde, um solche Grenzüberschreitungen zu provozieren oder zu verhindern. Mit der besonderen Aufmerksamkeit auf die Grenzen zwischen Natur und Kultur sowie Park und Umland wird die Geschichte des «Nationalparkwilds» im Folgenden in vier Etappen chronologisch aufgerollt.

Eine Kulturlandschaft soll Wildnis werden

Es war seine Abgeschiedenheit und Wildheit, welche die Gründer des Nationalparks für das Gebiet um den Ofenpass im Unterengadin einnahmen. Dabei war ihnen klar, dass es sich nur um relative Qualitäten handelte und sie keine vom Menschen unberührte Wildnis vor sich hatten. Schröter sprach daher auch nicht von der Erhaltung, sondern von der Wiederherstellung alpiner Urnatur. Der Nationalpark hatte also nicht bewahrenden Charakter, sondern restaurativen, wobei die Rolle des Restaurateurs der Natur daselbst zugedacht war, die für die Erfüllung dieser Aufgabe vor jedem menschlichen Einfluss abgeschirmt werden sollte. Tatsächlich hatten die Menschen mit ihren Nutzungen tiefe Spuren in der Landschaft hinterlassen. Die Vegetation im Nationalpark war durch die vorangehende Forst- und Weidewirtschaft geprägt.[13] Viele vormals in der Region lebende Grosswildarten waren bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts verschwunden. Die menschliche Landnutzung hatte ihren Lebensraum langfristig beeinträchtigt, während die Ausweitung und effizientere Gestaltung der Jagd

im 19. Jahrhundert viele Bestände rasch dezimiert hatte. Die Raubtiere Wolf, Luchs und zuletzt Bär waren ausgerottet worden, während von den wilden Huftieren nur die Gämse in namhafter Zahl überlebte. Der Steinbock war bereits im 16. Jahrhundert verschwunden, Rehe und Hirsche wurden im 19. Jahrhundert zur Seltenheit.

Das in den 1870er-Jahren im Geiste einer nachhaltigen Ressourcennutzung revidierte Forst- und Jagdwesen leitete eine partielle Trendwende ein. Aus dem Osten zuwandernde Rehe und Hirsche fassten um die Jahrhundertwende in Graubünden wieder dauerhaft Fuss. Raubtiere profitierten von den institutionellen Reformen hingegen weit weniger, da das Jagdgesetz zwischen nützlichen Wildtieren wie den Huftieren, die nachhaltig zu bewirtschaften waren, und schädlichen Wildtieren wie den Raubtieren, die von den entsprechenden Schutz- und Förderungsmassnahmen ausgenommen wurden, unterschied. Die Ausrottung letzterer Arten schritt ungebremst voran. Luchs und Wolf waren bei der Parkgründung bereits kein Thema mehr, hingegen war 1904 in unmittelbarer Nähe des zukünftigen Parkgebiets noch ein Bär geschossen worden. In den darauffolgenden Jahren wurden vereinzelte Bären im Unterengadin gesichtet oder gespürt und eine Zeit lang machte man sich in Naturschutzkreisen noch Hoffnungen, der Bär würde sich im Nationalpark niederlassen. Vor Ort war das Tier hingegen weniger populär als gefürchtet. Die Parkgemeinden drängten daher erfolgreich darauf, in den Parkverträgen Bärenklauseln zu verankern, die Entschädigungszahlungen für Raubtierschäden und Gegenmassnahmen bis zum Abschuss des Verursachers vorsahen.[14]

Von Tieren, Verwaltern und Wissenschaftlern

In den ersten Jahrzehnten des Nationalparks gaben die nur spärlich vorhandenen Wildtiere selten Anlass zu handfesten Auseinandersetzungen. Konflikte ergaben sich typischerweise, wenn Parkgrenzen in die eine oder andere Richtung von Menschen oder Tieren überschritten wurden. Eindringenden Wilderern stellten sich die Park- und Grenzwächter entgegen, während, wie geschildert, künstliche Salzlecken Wildtiere zum Verlassen des Parkgebiets animieren oder von diesem Tun abhalten sollten. Das Eindringen von Wildtieren ins Parkgebiet wurde von der ENPK, dem leitenden Gremium des Nationalparks, lebhaft begrüsst oder, im Fall der Steinböcke, gar initiiert. Man freute sich über das kontinuierliche Wachstum der Wildbestände im Park und darüber, dass dieses allmählich die

Scheu vor dem Menschen, den es nicht mehr als Jäger fürchten musste, verlor.[15] Allerdings dämmerte es der Kommission allmählich, dass ihr Wissen über das Wild im Park auf sehr wackligen Füssen stand. Es beruhte zur Hauptsache auf den Schilderungen der Nationalparkwächter und deren Wildzählungen. Neben sporadischen Besuchen einzelner Kommissionsmitglieder führte nur der zum Oberaufseher ernannte Stefan Brunies regelmässige «Inspektionen» durch. 1928 wies Brunies in seinen Inspektionsberichten auf die «auffallende relative Wildarmut des Gebietes» hin. 1929 doppelte er nach: Insbesondere die Gämspopulation entwickle sich in bedenklichem Ausmass rückläufig, die in «rein dilettantischer Weise» erhobenen Zahlen der Nationalparkwächter seien viel zu hoch. Diese hätten, «um nicht in Verdacht schlechter Amtsführung zu kommen, jedes Jahr mehr Gewicht auf maximale Durchschnittszahlen gelegt». Andere Zahlen, etwa zu Rehen und Hirschen, seien spekulativ, da sich diese vorwiegend im Wald lebenden Arten gar nicht zählen liessen. «In eingeweihten Kreisen macht man sich deswegen über die N. P. K. lustig.»[16]

Im Jahresbericht dieser ENPK von 1929 hiess es salomonisch, die Meinungen zum Wildbestand gingen «wesentlich auseinander». Schwelende Konflikte zwischen Oberaufseher Brunies auf der einen sowie ENPK-Sekretär Bühlmann und den Parkwächtern auf der anderen Seite erschwerten eine sachliche Diskussion um die korrekten Wildzahlen und die angebrachten Zählmethoden. In dieser Situation forderte die ENPK die Unterstützung der wissenschaftlichen Nationalparkkommission (WNPK) an. Die für die Erforschung der Fauna zuständige zoologische Subkommission zeigte aber, nicht zum ersten Mal, wenig Interesse an einer Beschäftigung mit den Wildtieren des Parks. «Es wäre dazu notwendig, dass die Beobachtungen das ganze Jahr hindurch und durch mehrere geeignete Persönlichkeiten erfolgen, gleichmässig alle Teile des Parkes und alle Elemente des Wildes berücksichtigen und sich auf eine lange Reihe von Jahren erstrecken.» Eine solche Untersuchung sei «dem Programm und der Arbeitsmethode der zoologischen Subkommission wesensfremd». Zudem würden ihr die hierzu erforderlichen Mittel fehlen.[17] Während es in den USA Ende der 1920er-Jahre Wildbiologen waren, welche die Nationalparks zu Orten der wissenschaftlichen Forschung machten, hielten sich die Zoologen der WNPK die Wildtiere vom Leib. Diese wurden so definitiv zu einer Domäne der ENPK.[18]

Trotz aller Unklarheit bezüglich der tatsächlichen Wildtierzahlen zeichnete sich eine Entwicklungstendenz deutlich ab: Die Zahl der Hirsche im Park stieg. Während die ersten Hirschgenerationen das ganze Jahr im Park verbrachten, begannen ihre Nachfolger in den 1930er-Jahren ein saisonales Wanderverhalten

zu entwickeln. Während sie die Sommermonate im hoch gelegenen Park verbrachten, überschritten sie im Spätherbst die Parkgrenzen, um Wintereinstände in tieferen Lagen aufzusuchen. Vermutlich hatte das im Winter spärliche Futterangebot im Park die Tiere zu dieser Verhaltensänderung bewogen. Auf ihren Wanderungen und in ihren Wintereinständen gerieten sie unweigerlich mit der lokalen Forst- und Landwirtschaft in Konflikt. Nach 1939 akzentuierte sich dieser Gegensatz, als im Zeichen der nationalen «Anbauschlacht» die landwirtschaftliche Nutzung intensiviert und auf weitere Flächen ausgeweitet wurde. Zum Schutz der Felder vor Wildtieren wurden Flurwachen aufgestellt, deren Kosten das Kriegsernährungsamt und die ENPK gemeinsam trugen.[19]

Wintersterben und der Beginn wildbiologischer Forschung

Im Frühjahr 1945 trat ein neues Phänomen auf. Zwischen Januar und April wurden gegen 100 tote Hirsche in der Umgebung des Parks gefunden. Die ENPK stand vor einem Rätsel. Da das Sterben mit Eintritt des Frühlings fast plötzlich aufhörte, mutmasste sie einen Zusammenhang mit dem ausserordentlich strengen Winter. Als drei Jahre später erneut 20 Hirschkadaver in Nationalparknähe entdeckt wurden, liess die ENPK die Todesursache von einem Veterinärmediziner abklären, welcher das Sterben auf allgemeine Erschöpfung und Unterernährung zurückführte und somit die früheren Vermutungen bestätigte. Die Kommission hob hervor, dass die Untersuchung weder Anhaltspunkte für parasitäre und bakterielle Krankheiten noch für solche, die auf Inzucht und Degeneration hätten schliessen lassen, zutage gefördert habe. Die Hirsche des Nationalparks konnten trotz der hohen Sterblichkeit als rundum gesund gelten.[20]
Die nächsten grossen Hirschsterben liessen aber nicht lange auf sich warten. In den Frühjahren 1950 und 1953 erlagen wieder Dutzende von Hirschen den Strapazen des Winters. Da offensichtlich das Nahrungsangebot zu klein war, schlugen die kantonalen Jagdbehörden vor, den Hirschbestand über die Abhaltung ausserordentlicher Jagden zu dezimieren. Die Jäger hätten durch das Los oder von den Aufsichtsorganen bestimmt werden sollen, was aber in Jägerkreisen auf heftigen Widerspruch stiess, die in solchen Sonderjagden einen Verrat an den Prinzipien der «freien Bündner Volksjagd» sahen. Daraufhin setzten die Behörden im Herbst 1956 kurzfristig eine zweitägige Sonderhirschjagd im Grenzgebiet des Nationalparks an, die allen Jägern mit einem gültigen kantonalen Patent offen stand. Diese rückten in Hundert-

schaften an und erlegten auf kleinem Raum über 100 Tiere. Damit erfüllten sie die Mission, ernteten für ihr Tun aber ein gerütteltes Mass an Entrüstung. Die Medien berichteten schweizweit in wenig schmeichelhaften Worten über das Ereignis. Die Schaffhauser *Arbeiter-Zeitung* stellte ihre Berichterstattung unter die Überschrift «Ein Hirschmorden im Unterengadin» und auch die ansonsten so zurückhaltende liberale *Neue Zürcher Zeitung* titelte «Hirsch-Schlächterei im Engadin» und sprach von einem «unwürdigen Massaker».[21] Im folgenden Jahr wurde die Sonderjagd wiederholt, daraufhin aber aufgrund der anhaltenden Kritik eingestellt. Lediglich die ordentliche Jagd im September wurde um einige Tage verlängert, was die «Nationalparkhirsche», die sich zu dieser Zeit üblicherweise noch im Park oder in einem bis 1961 bestehenden angrenzenden Jagdbanngebiet aufhielten, kaum tangierte. Vermutlich förderte die Massnahme gar die Hirschbestände des Parks, indem sie durch die Dezimierung der Kolonien in der Umgebung die Konkurrenz in den gemeinsamen Wintereinständen verringerte. Der Hirschbestand im Park nahm jedenfalls weiter zu, in den 1960er-Jahren dann gar exponenziell.

Die Massensterben und die wachsenden Wildschäden in der Umgebung des Nationalparks steigerten das Interesse an einer wissenschaftlichen Abklärung. Gleichzeitig eröffnete der 1952 gegründete Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung eine neue Finanzierungsschiene, die ab 1956 für die Lancierung längerfristig angelegter Forschungsprojekte genutzt wurde. Nun gerieten auch die weit fortgeschrittene wildbiologische Forschung in den USA und die analogen Probleme, die amerikanische Nationalparks mit hohen Huftierdichten hatten, ins Blickfeld.[22] Die «Herren der Wildforschung»[23] waren aber nicht überall willkommen. Ihre Anwesenheit führte zu Animositäten mit den regionalen Sachverständigen, den Jägern, was sich Mitte der 1960er-Jahre in einer kurzen, aber heftigen Polemik entlud. Die (falsche) Nachricht, dass Parkorgane in der Umgebung des Nationalparks zu Forschungszwecken Hirschkälber geschossen hätten und dies erst noch ausserhalb der Jagdzeit, löste einen Sturm der Empörung aus. «Der Nationalpark ist eine Sache für sich – ebenso die Bündner Jagd. Für beides sind Grenzen geschaffen worden, die absolute Geltung haben müssen», monierte ein Leserbriefschreiber im Januar 1965 in der regionalen Presse.[24] Neben der omnipräsenten Problematik der Grenze und den Gefahren, die jedwelche Überschreitung stets in sich barg, offenbart die Episode, dass das Verhältnis zwischen den lokalen Jägern und den aus dem Mittelland zugezogenen Wildbiologen als andere als ungetrübt war. Mit den neuen Forschungsprojekten hatte sich auch die Präsenz

der Wissenschaftler im Nationalpark verändert. Diese tauchten nicht mehr nur sporadisch für einige Wochen auf, sondern waren nun ganzjährig vor Ort. 1964 stieg ihr Einfluss nochmals, als die ENPK den mit der Durchführung des Wildforschungsprogramms betrauten Biologen Robert Schloeth zum ersten vollamtlichen Direktor des Nationalparks wählte und damit ein klares Zeichen setzte. Aber auch die Methoden der Forschung änderten sich radikal. Die Wildtiere wurden nicht mehr nur passiv beobachtet, sondern Schloeth und seine Mitarbeiter begannen ab 1959 Hirsche mit Halsbändern und Ohrmarken zu versehen. Hierfür mussten die Tiere erst gefangen werden, wozu sowohl mit Fallen als auch mit sogenannten Schuss-Injektionen, mit Spezialgewehren abgegebenen Betäubungsspritzen – einer in den USA erprobten Technik –, experimentiert wurde. In den folgenden Jahren wurden mit diesen Methoden mehrere 100 Hirsche im und um den Nationalpark markiert.[25] Möglicherweise waren es auch solche unbekannte und ungewohnt invasive Forschungspraktiken, die in der lokalen Jägerschaft das Misstrauen schürten.

Die Disziplinierung von Mensch und Tier

Um 1970 liessen sich die Probleme mit dem Hirsch nicht mehr wie bis anhin dilatorisch behandeln. In den 1960er-Jahren hatte die Hirschpopulation rasant zugenommen und mit ihr auch das Ausmass des tierischen Grenzverkehrs zwischen Nationalpark und Umgebung. Verbrachten 1960 noch gut 800 Hirsche die Sommermonate im Park, wurde ihre Zahl 1970 auf über 1500, 1971 auf über 1800 Stück veranschlagt. Während sich die Kosten, die für Verhütung und Vergütung von Wildschäden im Kanton Graubünden aufgewendet wurden, lange in der Grössenordnung von gut 100'000 Franken bewegten, taten sie auf das Jahr 1972 einen Sprung und verdoppelten sich auf über 200'000 Franken und stiegen in den folgenden drei Jahren auf das Maximum von 400'000 Franken (1975) an. Zwischen 40 und 60 Prozent der Gelder wurden im «Einflussbereich Nationalpark» eingesetzt.[26]

Mit über 600 toten Hirschen ereignete sich im Frühjahr 1970 zudem das bislang umfangreichste «Hirschsterben». «Obwohl an zahlreichen Stellen – auch mithilfe der Parkaufsicht – in den meisten Wintereinständen intensiv gefüttert wurde, setzte eine umfassende und massive Hilfe für die notleidenden Tiere zu spät ein, so dass an einigen Orten ein Massensterben infolge Unterernährung unvermeidlich wurde.» Aufgrund der Erfahrungen der letzten Jahrzehnte als

auch aufgrund internationaler Vergleichswerte müsse alle vier bis fünf Jahre mit einem solchen Wintersterben gerechnet werden, schrieb die Parkdirektion im Jahresbericht 1970. Die ENPK liess ihrerseits verlauten, sie sei sich der Problematik bewusst und prüfe «denn auch seit Jahren Mittel und Wege, um [ein] weiteres Ansteigen des Bestandes zu verhindern». Sie habe den Behörden des Kantons Graubünden bereits Massnahmen in der Umgebung des Parks vorgeschlagen und sehe solche auch für den «Park selber vor, soweit solche mit dem Statut des Parks vereinbar sind.»[27] Für nicht vereinbar mit dem Parkstatut hielt sie den Abschuss von Tieren im Park, wie es die kantonalen Behörden nun forderten. Stattdessen schlug die ENPK eine ganze Reihe anderer Massnahmen vor: die Störung grosser Hirschkonzentrationen im Park vor der Jagd, Hegeabschüsse ausserhalb des Parks, die Anpassung des Jagdbetriebs, das Einfangen und Abtransportieren von Tieren aus den Wintereinständen und die Aussetzung von Raubwild, wobei Letzteres «ausserhalb des Parks» noch auf grosse Vorbehalte stiesse. Gedacht wurde an die Aussetzung von Luchsen, für die eben ein Wiederansiedlungsprogramm für die Alpen angelaufen war. Die Wiederansiedlung von Bären war in den 1960er-Jahren diskutiert, aber verworfen worden. Wölfe wiederum wurden mit dem Argument ausgeschlossen, sie seien zu wenig sesshaft. Die Bündner Behörden standen der Ansiedlung jeglicher Raubtiere skeptisch gegenüber.[28] Eine unbewilligte Luchsaussetzung durch eine WWF-Sektion torpedierte 1972 unfreiwillig weitere Bemühungen von Seiten der ENPK. Die beiden Tiere lebten für einige Jahre unauffällig in der Region, ohne sich aber zu reproduzieren.[29]

1972 geriet die ENPK unter massiven politischen Druck, nachdem das Eidgenössische Forstinspektorat ankündigte, die Bundessubventionen für Aufforstungen im Gebiet des Nationalparks von der Reduktion der Hirschbestände auf «ein forstlich tragbares Mass» abhängig zu machen. Im Juli jenes Jahres sprach sich die Behörde zwar nochmals «einstimmig gegen Schiessen im Park» aus, einen Monat später kippte sie aber um und erklärte sich bereit, «Selektionsabschüsse kranker, verletzter und schwacher Tiere im Nationalpark durch die Parkaufsicht» vorzunehmen. Die kantonalen Behörden ordneten ihrerseits Reduktionsabschüsse ausserhalb des Parks an, die im Spätherbst 1972 von lokalen Jägern unter Aufsicht der kantonalen Wildhut erstmals durchgeführt wurden.[30] Über den Sommer 1973 wurden dann «nach sorgfältiger Auslese» erstmals 67 verletzte oder «ausgesprochen kümmernde» Tiere im Park geschossen.[31] Um weitere Massensterben zu verhindern, wurde für die Hirsche zudem eine Winterfütterung organisiert. Der erzielte Konsens

wies einen schwerwiegenden Makel auf: Die darauf aufbauenden Massnahmen waren wenig effektiv. Die Hirschbestände in und um den Nationalpark wuchsen weiter an. Ein in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre durchgeführtes Forschungsprojekt ergab zudem, dass die Zahl der Tiere höher war als bisher angenommen.[32] Die Parkdirektion hatte die Dunkelziffer, die Zahl der Tiere, die ihren Zählungen entging, unterschätzt. Darüber hinaus erwiesen sich die Zahlen, die für ein besonders wildreiches Teilgebiet des Nationalparks, der Val Trupchun, ausgegeben worden waren, als dermassen falsch, dass es sich kaum um ein Versehen handeln konnte.[33] So wie die Parkwächter in den 1920er-Jahren mit hohen Gämszahlen die Erwartungen an den Park bestätigten, so waren nun tiefe Hirschzahlen opportun, um Reduktionsbegehren vorzubeugen. In beiden Fällen waren solche Zahlen eben nicht zweckneutral, sie dienten nicht nur einer Inventarisierung des Gebiets, sondern wurden in der politischen Diskussion gezielt eingesetzt, was die Akteure, die diese Zahlen produzierten, wiederum antizipierten und in ihrem Handeln beeinflusste.

Die eingeleiteten Massnahmen, vielleicht aber auch die innerartliche Konkurrenz um Nahrungsressourcen, bewirkten immerhin, dass sich die Bestände in den 1980er-Jahren schliesslich einzupendeln begannen, wenn auch auf einem Niveau, das von vielen als zu hoch erachtet wurde. Trotz dieser Stabilisierung verschärfte sich die Debatte Mitte des Jahrzehnts unerwartet nochmals, als hirschbedingte Vegetationsschäden innerhalb des Parks zum Thema wurden. Dass der Hirsch die Vegetationsentwicklung, insbesondere die Waldverjüngung, nicht nur ausserhalb, sondern auch im Nationalpark beeinflusste, war selbstverständlich keine neue Einsicht. Auch fehlte es nicht an Mahnrufen, die vor irreparablen Schäden warnten; solche waren bereits in den 1950er-Jahren erklungen. Aber bis dahin konnten solche Befürchtungen von Seiten des Nationalparks stets als unbegründet zurückgewiesen werden. Im Jahresbericht 1986 tönte es nun plötzlich anders: «*Entgegen den Feststellungen vom Vorjahr* müssen hinsichtlich des Allgemeinzustandes der Parkvegetation doch gewisse Abstriche gemacht werden. Genauere Kontrollen in unterschiedlichen Parkteilen und an sehr stark frequentierten Aufenthaltsorten und Wechseln der Hirsche ergaben stellenweise Zustände, die nachdenklich stimmen.»[34] Vergeblich mahnte die Parkdirektion, diese punktuellen Befunde nicht mit einer generellen Unfähigkeit zur Regeneration gleichzusetzen. Bald schon zirkulierten Schreckensvisionen einer von Hirschhorden kahl gefressenen Landschaft in den Medien. «Es kann nicht die Parkidee sein, dass Tausende von Hirschen die ganze Flora zu Boden fressen», zitierte der Zürcher *Tages-*

Anzeiger den eidgenössischen Jagdinspektor Hans Jörg Blankenhorn, der in den 1970er-Jahren ein Forschungsprojekt zum Hirsch im Nationalparkgebiet geleitet hatte.[35] Es entstand der Eindruck eines Notstands, der entschiedene Gegenmassnahmen erforderte bis zur Revision des Parkkonzepts. 1987 ordnete die ENPK den bislang umfangreichsten Hegeabschuss im Nationalpark an: Über 150 Tiere wurden von Parkwächtern und regionalen Wildhütern erlegt.[36] Im Rückblick wundert man sich sowohl über die Plötzlichkeit als auch die Vehemenz der damaligen Aufgeregtheit. Plausibel scheint ein Zusammenhang mit der Waldsterbensdebatte, die sich damals auf einem Höhepunkt befand. In der Zeit wurden die beiden Themen zwar nicht verknüpft, sondern die Waldschäden wurden einzig dem Wirken des Hirschs zugeordnet. Aber das «Waldsterben» veränderte zweifellos die Wahrnehmung des Waldes und den Grad an Aufmerksamkeit, der diesem zuteil wurde. In den folgenden Jahren wurde das Waldsterben relativiert, teilweise gar gänzlich infrage gestellt. Der Wald erwies sich als robuster, als die Sterbensszenarien Mitte der 1980er-Jahre suggeriert hatten. In ganz ähnlicher Weise stellten Forschungsresultate, die ab der Mitte der 1990er-Jahre zur Publikation gelangten, die geltende forstwissenschaftliche Lehrmeinung zur Wild-Wald-Problematik radikal infrage. Hohe Huftierdichten, hiess es nun, könnten zwar die Waldentwicklung im Nationalpark bremsen, aber weder den gegenwärtigen Bestand und dessen Verjüngung gefährden noch die Wiederbewaldung der ehemaligen Viehweiden verhindern. Mit anderen Worten: Es konnte keine Rede davon sein, dass die Hirsche die Vegetation des Parks in irgendeiner Weise zugrunde richteten. Ihre Regulation war folglich mit den Parkstatuten nicht vereinbar.[37]

Für die dauerhafte Reduktion und Stabilisierung der Hirschbestände in der ganzen Region war sowieso eine andere Massnahme entscheidend: die Mitte der 1980er-Jahre eingeführte kantonale Jagdplanung. Mit diesem für die Steinwildjagd bereits 1977 eingeführten Instrument liessen sich wildbiologische Grundlagen mit Populationsstatistiken und Jagdstrecken so kombinieren, dass sich die für einen gewünschten Bestand an Tieren notwendigen Abschüsse detailliert ermitteln liessen.[38] Die freie Bündner Jagd wurde auf diesem Weg in ein umfassendes, auf der Erhebung und Verarbeitung aggregierter Daten basierendes Wildmanagementsystem eingebunden. Was über Jahrzehnte missriet, gelang nun: Jäger und Hirsche liessen sich disziplinieren. Die Abschüsse innerhalb des Parks wurden 1996 aufgegeben. Der Grundsatz der Gründerväter, dass im Nationalpark «keine Axt und kein Schuss erklingen dürfe»,[39] galt wieder.

Grenzüberschreitungen und gesellschaftliche Stabilität

Man darf mit Recht darüber staunen, wie steinig der Weg zu einem funktionierenden Wildtiermanagement in der Region des Nationalparks war. Sicher, die Hirsche mit ihrem dynamischen Populationswachstum und ihren Fähigkeiten der Verhaltensanpassung machten das Finden von Lösungen zu keiner leichten Aufgabe. Das Hauptproblem scheint aber nicht in der Mobilität der Tiere gelegen zu haben, sondern in der Immobilität der Menschen, ihrer schlecht ausgebildeten Fähigkeit zur innerartlichen Kommunikation und zur zwischenartlichen Adaption. Die wissenschaftliche Erkundung und quantitativ-technische Erfassung des Problems wurde zwar vorangetrieben, aber auch hier scheint es lange an einer Disziplinen und Fachstellen übergreifenden Sicht gefehlt zu haben. Als sich die Probleme nicht von selbst lösten, sondern in Form von steigenden Entschädigungsforderungen und immer grösseren Tierkadaverbergen ultimativ nach Lösungen verlangten, fand man Kompromisse, die zwar weder das Problem beseitigten noch die daran beteiligten Akteure befriedigten, aber doch deren Unmut in Grenzen hielten.

Zu den Schwierigkeiten der Kommunikation trat der wenig reflektierte Umgang mit Prinzipien. Die Bündner Patentjagd reihte sich erstaunlich bruchlos in die jahrhundertealte Tradition der freien Bündner Volksjagd ein, während der Nationalpark das Ideal der Natürlichkeit hypostasierte. Bei den regulativen Eingriffen in den Wildbestand ging es letztlich um den Widerstreit dieser beiden Prinzipien, Freiheit und Natürlichkeit. Mögliche Massnahmen wurden als «unweidmännisch» oder als mit dem Parkstatut «unvereinbar» abgetan. Vielleicht hätte es geholfen, wenn die Relativität und Relationalität beider Prinzipien erkannt worden wäre, ihre Künstlichkeit und ihre Geschichtlichkeit. So wie sich die Jagd als hochtechnisierter und streng regulierter Sport in die moderne Gesellschaft einfügte, so der Nationalpark als künstlich kreierter Ort, als (Gegen-)Ort der Zivilisation. Seine Unnatürlichkeit ergab sich nicht nur aus dem Fehlen ehemals vorhandener Elemente der Naturlandschaft wie den Raubtieren oder dem ebenso oft ins Feld geführten Umstand, dass sich das Parkgebiet nicht mit dem natürlichen Ökosystem decken würde. Denn ein für alle Elemente klar abgrenzbares Ökosystem gibt es ebensowenig, wie Ökosysteme und ihre Grenzen über die Zeit stabil bleiben. Die Unnatürlichkeit des Nationalparks ist daher grundsätzlicherer Natur, sie ist quasi in seiner Konstitution begründet. Die Grenze, auf die der Nationalpark gesellschaftlich angewiesen ist, und deren Überschreitung, wie gezeigt wurde, immer wieder Anlass für soziale Konflikte bot, diese Grenze

widerspricht in ihrer Stabilität und Trennschärfe jeder natürlichen Dynamik. Selbst in seiner schweizerischen Spielart, welche den Prozessschutz voranstellt, ist der Nationalpark Teil der gesellschaftlichen Bemühungen, die Dynamik der Natur zugunsten einer Stabilisierung der Gesellschaft einzugrenzen.

Anmerkungen

1 Der *Freie Rätier,* 3. Juli 1920. Vgl. S. Bachmann, *Zwischen Patriotismus und Wissenschaft. Die Schweizerischen Naturschutzpioniere (1900–1938),* Zürich 1999, S. 227–236. Ich danke Heinrich Haller und Hannes Jenny für wertvolle Hinweise.

2 Siehe M. Giacometti (Hg.), *Von Königen und Wilderern. Die Rettung und Wiederansiedlung des Alpensteinbocks,* Wohlen 2006.

3 Beide Kolonien litten allerdings in der Folge an hohen Abgängen und mussten permanent mit Zuchttieren aufgestockt werden. Die Kolonie am Piz Ela ging Ende der 1920er-Jahre dennoch ein. Jost Schneider, «Zucht in Gehegen und Aussetzungen bis 1938», in: Giacometti (wie Anm. 2), S. 109–160.

4 *Jahresbericht ENPK 1919,* S. 7–8.

5 Dies war eine Fehleinschätzung aufgrund falscher Annahmen über die Lebensweise des Steinwilds. Siehe Schneider (wie Anm. 3).

6 Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 924, M 3.2, ENPK, Protokolle der Sitzungen vom 29. April 1917 und vom 2. Februar 1918; Schweizerisches Bundesarchiv (BAR), 9500.25, 1967/47, Bd. 1, Schreiben Bühlmann an Sarasin, 8. Januar 1917; Bd. 37, Schreiben Brunies an Schröter, 13. Februar 1918.

7 Siehe die *Jahresberichte ENPK.*

8 *Amtliches Bulletin, Nationalrat,* 1914, S. 155–220, siehe insbesondere die Detailberatung zu Art. 1, S. 195–210; Hervorhebungen durch Patrick Kupper.

9 B. Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie,* Berlin 1995. Vgl. dazu P. Eitler, M. Möhring, «Eine Tiergeschichte der Moderne: Theoretische Perspektiven», *traverse,* 3, 2008, S. 91–105.

10 J. Senn, «Huftiere und Verjüngung im Gebirgswald. Eine Geschichte mit vielen Variablen und noch mehr Interaktionen», *Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen,* 4, 2000, S. 99–106.

11 M. Foucault, «Von anderen Räumen», in: J. Dünne, H. Doetsch (Hg.), *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften,* Frankfurt a. M. 2006, S. 317–329.

12 C. Schröter, «Der schweizerische Nationalpark im Unterengadin», *Die Naturwissenschaften,* 52, 1918, S. 761–765, hier S. 763.

13 J. D. Parolini, *Zur Geschichte der Waldnutzung im Gebiet des heutigen Schweizerischen Nationalparks,* Zürich 1995. Im Gebiet wurde auch Köhlerei und Bergbau betrieben.

14 Die Verträge sind abgedruckt in den *Jahresberichten SNK 1909/10,* S. 16–17, und 1910/11, S. 42–48.

15 *Jahresbericht ENPK 1921,* S. 8.

16 BAR, 9500.25, 1967/47, Bd. 7, ENPK, Protokoll der Sitzung vom 24. Januar 1929, S. 1–2; Bd. 38, Bericht des Oberaufsehers über die Herbstinspektion 1928, S. 1, und 1929, S. 2–5.

17 *Jahresbericht ENPK 1929,* 5–7.

18 Vgl. P. Kupper, «Science and the National Parks: A Transatlantic Perspective on the Interwar Years», *Environmental History,* 1, 2009, S. 58–81.

19 Siehe die *Jahresberichte ENPK* dieser Jahre. Wegen des Kriegsausbruchs wurde zudem die Jagd 1939 ausgesetzt.

20 *Jahresbericht ENPK 1948,* S. 5–6. Zum ersten Hirschsterben 1945 siehe auch Archiv Schweizerischer Nationalpark Zernez (ArSNP), ENPK, Protokoll der Sitzung vom 19. Mai 1945, S. 4–5.

21 *AZ Schaffhausen*, 17. Dezember 1956; *Neue Zürcher Zeitung*, 12. Dezember 1956. Vgl. H. Haller, *Der Rothirsch im Schweizerischen Nationalpark und dessen Umgebung. Eine alpine Population von Cervus elaphus zeitlich und räumlich dokumentiert*, Zernez 2002. Zur Geschichte der Bündner Patentjagd siehe H. Jenny, J. P. Müller, *Phänomen Bündner Jagd*, Chur 2002.

22 D. Burckhardt. «Über das Wintersterben der Hirsche in der Umgebung des Nationalparkes», *Schweizer Naturschutz*, 1, 1957, S. 1–5.

23 *Bündner Jägerzeitung*, Januar 1965.

24 *Der Freie Rätier*, 11. Januar 1965; *Fögl Ladin*, 15. Januar 1965. Der Abschuss war vom kantonalen Jagdinspektor angeordnet und die Parkwächter zur Unterstützung der kantonalen Wildhüter beigezogen worden. In der Folge wurde auf solche Hilfestellungen verzichtet.

25 R. Schloeth, *Markierung und erste Beobachtungen von markiertem Rotwild im schweizerischen Nationalpark und dessen Umgebung*, Liestal 1961. Vgl. F. Filli, «Huftierforschung im Schweizerischen Nationalpark. Entwicklung, aktuelle Fragestellungen und zukünftige Herausforderungen», in: F. Filli, W. Suter (Hg.), *Huftierforschung im Schweizerischen Nationalpark*, Zernez 2006, S. 9–29.

26 Die sprunghafte Entwicklung der Aufwendungen für Wildschäden macht deutlich, dass diese nicht nur von der Zahl der Tiere, sondern auch von Witterungsbedingungen und der Verhütungs- und Vergütungspraxis abhingen.

27 *Jahresbericht ENPK 1970*, S. 8–9.

28 *Ibid.*, S. 14; R. Schloeth, «Grossraubwild in Graubünden?», *Bündner Wald*, 6, 1970, S. 269–273; ArSNP, 115.102, R. Schloeth, *Die Entwicklung des Hirschwildbestandes im Schweizerische Nationalpark und seiner Umgebung, und die möglichen Massnahmen zu seiner Regulierung*, Juni 1971; ENPK, Pressemitteilung vom 13. Juli 1971.

29 Eine weitere illegale Luchsaussetzung 1980 war ebenfalls nicht nachhaltig. U. Breitenmoser, C. Breitenmoser-Würsten, *Der Luchs. Ein Grossraubtier in der Kulturlandschaft*, Wohlen 2008, S. 91–214. Im Winter 2007/08 durchstreifte erstmals ein zugewanderter Luchs den Nationalpark. H. Haller, «Ein Jungluchs auf Reisen», *Cratschla*, 1, 2009, S. 4–13. Von offizieller Seite als zweite Art nach dem Steinwild in den Nationalpark eingeführt wurde in den 1990er-Jahren der Bartgeier.

30 ArSNP, ENPK, Protokoll der Sitzung vom 28. März 1972, S. 4, und vom 16. Juli 1972, S. 2–5; *Jahresbericht ENPK 1972*, S. 9.

31 *Jahresbericht ENPK 1973*, S. 7.

32 H. Blankenhorn, et al., *Bericht zum Hirschproblem im Engadin und im Münstertal*, St. Gallen 1979.

33 Haller (wie Anm. 21), S. 51–70.

34 *Jahresbericht ENPK 1986*, S. 20–21; Hervorhebung durch Patrick Kupper.

35 *Tages-Anzeiger*, 15. Oktober 1986.

36 *Jahresbericht ENPK 1987*, S. 8–9.

37 B. O. Krüsi et al., «Huftiere, Vegetationsdynamik und botanische Vielfalt im Nationalpark», *Cratschla*, 2, 1995, S. 14–25; M. Schütz et al. (Hg.), *Succession Research in the Swiss National Park. From Braun-Blanquet's Permanent Plots to Models of Long-Term Ecological Change*, Zernez 2000.

38 Siehe Jenny/Müller (wie Anm. 21).

39 F. Rudio, C. Schröter, «Naturschutz in der Schweiz», *Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich*, 1906, S. 505.